

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 123.

Samstag, 6. Mai

1933.

Frau an der Grenze

Roman von Lilian von Kusenberg.

13. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Nettes, blondes, molliges Wesen . . .

Drinne klappte eine Tür, es war wohl Maree, die vorhin zu einer Besorgung weggegangen war. Ob man heute nochmal ausging? Mit der kleinen Holländerin?

„Du — Ma — kommst du mal rüber?“

Offersdorf reckte sich und gähnte. Die ewige Umzieherei hier war ja langweilig. Aber, schließlich, es waren nur noch zwei Tage . . .

„Ma, komm doch mal!“

Die Verbindungstür geht auf, Licht fällt herein, Maree, schlank und dunkel steht auf der Schwelle.

„Du, Ma, wie wär's, wollen wir heute abend noch ein bißchen ausgehen?“

„Nanu, Hans, du willst ausgehen. Du meinst doch wohl tanzen oder so — wenn du sagst: Wir?“

„Ja, ich dachte eigentlich —“

„Mir ist nicht sehr gut, heute abend . . .“

„Dir? Wer Ma, wieso denn? Zeig' mal her, du siehst doch glänzend aus! Gott, der vorletzte Abend! Ich dachte, es macht dir Freude —“

„Mir? Eigentlich nicht, Hans! Mir ist gar nicht so nach Ausgehen.“

„Gott, Ma“, Offersdorf schiebt ärgerlich eine Schublade zu, „nun kriegst du es auch noch mit Launen. Das fehlt noch gerade!“

Maree erbebt erstaunt den Kopf:

„Was willst du eigentlich, Hans?“ fragt sie, „du bist ja so gereizt!“

„So — ich? Na ja, wenn ich mal weg will, paßt's dir natürlich nicht.“

„Du fragst ja sonst auch nicht, ob's mir paßt, wenn du weg bist“, Marees Augen sind dunkel. „Was willst du also heute immer mit mir?“

„Sonst — ja — aber das ist doch was anderes! Hier, das sind doch deine Bekannten!“

„Ach“, Maree sagt es langsam, „so — ja! Aber rufe nur Helle Kiel an. Sag' ihr, ich hätte Kopfschmerzen, und du würdest gern etwas ausgehen. Sie wird schon etwas arrangieren!“

„Ja, wenn du glaubst?“ Offersdorf sagt es zögernd und etwas erleichtert.

„Also, dann gehe ich, Ma. Legst du dich hin? Ja? Ist dir wirklich schlecht? Nur so ein bißchen müde, was? Na, das wird schon vorbeigehen, Püppchen, leg' dich nur hin!“

Eine halbe Stunde später kam Hans Offersdorf im Abendanzug zu seiner Frau herein. Maree sah auf dem Sofa und hatte eine Zeitung vor sich.

„Gehst du?“ fragte sie, ohne aufzublicken.

„Was meinst du, Ma, wenn die zu Hause wüßten, daß ich hier so rumziehe?“ Offersdorf war mit einem verlegenen Lächeln vor ihr stehen geblieben.

„Es weiß ja niemand.“

„Na ja, aber wenn! Es würde doch einen schlechten Eindruck machen. Oder — schließlich, man kann doch mal mit Bekannten ausgehen, nicht? Ist ja kein Verbrechen!“

„Nein.“

„Und Katin quatscht ja nicht, das ist sicher. Schließlich muß man doch auch ein Bild von Berlin haben, ab und zu — um drüber reden zu können, findest du nicht?“

„Ich weiß nicht, warum du andauernd Entschuldigungen suchst, Hans. Ob du hier ausgehst — oder in Dehringshof sitzt —“

„Na, erlaube mal, Ma“, Offersdorf brach ab, er nagte an der Unterlippe.

„Willst du den ganzen Abend hier sein?“ fragte er zögernd.

„Du regst dich doch sonst auch nicht drüber auf, Hans, was ist heute abend eigentlich los?“

„Na, ich gehe doch mit deinen Freunden aus —“

„Ja, ja“, Maree lachte kurz und gequält, „Frau van Teeren ist übrigens nicht meine Freundin —“

„Wieso?“ Offersdorfs Kopf fuhr herum, er war rot unter seinen blonden Haaren. Marees Blick fiel zu Boden.

„Nichts meine ich —“, sagte sie leise. „Und du mußt jetzt gehen, Hans!“

„Ja“, er wendet sich langsam zum Ausgang.

„Also dann adieu, Ma!“

Er jagt es zögernd. Dann macht er mit raschem Entschluß die Tür hinter sich zu.

Maree starrt vor sich hin, ihre Augen haben etwas Verirrtes, alles Leuchten ist darin erloschen.

„Ich bin gemein“, spürt sie, und ein Frieren kommt sie an, „es ist so demütigend, daß wir uns gegenseitig betrügen. Aber ich kann — ich kann nicht anders . . . ich habe gekämpft, bis zum Wahnsinnigwerden . . .“

„Ich kann mit Hans nicht sprechen . . . vielleicht ist's grenzenlos feig — aber ihm sagen — daß ich — nein — nein —“ ihr Kopf fällt vornüber in die Kissen . . .

„Liebster — Liebster —“, stammelt sie. Und in hilflosem Kinderweinen hält sie die Lehnen des Divans umklammert.

In dem Wirtszimmer des kleinen Gasthauses am Sakrower See sitzen wenig Leute. Die alte Hängelampe pendelt über geschneierten Holztischen. Die Wände sind bis zur halben Höhe mit Holz verkleidet, ganze Reihen bunter Teller stehen auf dem Sims. Die Wirtin geht hinter der Anrichte hin und her und sieht ab und zu nach dem Paar hinüber, das halbversteckt in dem win-

zigen Nebenraum sitzt. Sie sind vor kurzem gekommen, und seit sie ihnen den Kaffee gebracht hat, ist nichts mehr verlangt worden. Ein Liebespaar scheint's nicht zu sein — obgleich — wer kommt bei dem Stadelwetter aus der Stadt heraus, um Natur zu genießen? Aber andererseits — sie haben etwas so Zurückhaltendes und Ernstes . . . Gut zu kennen scheinen sie sich wiederum doch, denn sie sagen du und etwas sehr Vertrautes ist zwischen ihnen, trotz aller Ruhe . . . Man wird nicht klug daraus . . .

Die Wirtin räumt ihr Geschirr zusammen und lockt die Kasse, dabei kann sie noch einen Blick in das Nebenzimmer werfen. Die Dame hat den Hut abgenommen, sie sieht sehr jung aus, nein, verheiratet ist sie sicher nicht! Und der Herr — jung ist er wohl auch — aber er hat tiefe Falten im Gesicht und sieht fast unheimlich ernst aus . . .

Es kommt nichts dabei heraus, denkt die Wirtin, wenn die den ganzen Nachmittag so langweilig nebeneinander sitzen? Ich geh' ruhig ein Schläfchen machen . . . Und sie schlürft langsam hinter der Anrichte heraus . . .

„Maree, wenn ich mit dir zusammen bin, möchte ich am liebsten gar nicht reden, denn mir ist, als wüßtest du alles, und wir sind so vertraut, daß wir keine Worte brauchen . . .“ Maree lächelt:

„Wir spüren ganz dasselbe . . .“

„Und ich muß doch mit dir reden, Liebste, ich darf nicht so neben dir sitzen und träumen.“

„Du kannst doch auch später mir alles sagen, Frank — sieh mal, ich wußte bis jetzt doch auch nichts von dir, und ich habe mich gewehrt gegen dich, Frank — und es war eben doch da!“

„Nein, das ist es ja, ich muß heute mit dir sprechen, ich muß doch zurück —“

„Du — mußt?“

„Ja, ich muß! Ich will dir sagen, warum! Ich habe so auf den Augenblick gewartet, daß ich mit dir darüber reden könnte, ich habe mir's immer ausgemalt — seit der Oktobernacht damals. Ich habe nie mit jemand über mich gesprochen. Ich habe einfach und hart hingelegt — verbittert, wie ich war. Du kannst dir das vielleicht nicht denken. Ich war so jung damals — ein Bub von siebzehn — aber vorher war es schon furchtbar — zu Hause. Es ist schwer, das zu erklären, Maree —“

„Lieber Frank“, ihre Stimme ist leise und zart.

„Ich will aufrichtig sein, Maree! Daß ich von zu Hause wegief, ist eigentlich eine sehr alltägliche Sache — es fing auch ganz belanglos an, wie hunderte solcher Geschichten! Ich kriegte Krach mit meinem Lehrer, weil ich mich in der Schule auf die Seite eines armen Bengels schlug, der etwas begangen haben sollte, was er nicht getan hatte — und niemand glaubte ihm. Ich nahm die Geschichte sehr tragisch, es gab einen irrsinnigen Krach in der Schule, und da ich immer andere Gedanken gehabt hatte als die anderen, war ihnen das ein willkommener Anlaß, und — ich flog. Zu Hause — der Vater — er war gar kein Schulmann — aber Pflichtverletzung — das haßte er! Ich sollte nun ein Jahr zu Hause arbeiten — als Strafe, als Kontrolle — damit man meine Ideen überwachen konnte. — Eingesperrt in den Tageslauf eines Gutslehrlings — das wäre gar nicht so schlimm gewesen — aber es wurde furchtbar unter einem Inspektor, der vor meinem Vater kroch und mich schikanierte. Der mich in der gemeinsten Weise bei meinem Vater verleumdete und ihn gegen mich aufhetzte. Und — Ungerechtigkeit — ist wohl das, was junge Menschen am schlechtesten ertragen können! Einen Jungen von siebzehn auf seinem späteren Besitz quälen — seine Wehrlosigkeit ausnützen, um sich selber fester in den Sattel zu setzen, das ist beinahe teuflisch. — Aber das ist alles noch nicht so schlimm. Ich hatte zwei Menschen . . .

Sie — zuerst . . . sie war unsagbar gut zu mir, und sie begriff alles . . . sie war . . . ach, sie war . . . ach, sie war, wie soll ich's beschreiben? Ich habe sie so ge-

liebt, mit solcher Verzweiflung geliebt — ich hatte noch nie ein Mädchen gern gehabt vorher — und was Wunder, daß ich alles auf sie warf — meine Not, meine Verzweiflung! Und sie hatte alles gespürt, alles gewußt von mir — ohne Worte, ein halbes Kind noch! Sie muß so viel Kraft gehabt haben, von der ich nichts geahnt habe.

Und sie hielt völlig zu mir — und das sollte nicht sein. In der ersten Zeit konnte ich sie noch manchmal besuchen — Gott, man sagte, Verwandtenbesuche, wir waren ja auch so nah verwandt, daß nichts auffiel . . . Aber dann kamen sie dahinter, und es hieß, ich verdürbe sie auch noch, und dann durften wir uns nicht mehr sehen . . . Ich sollte ja niemand haben — ich sollte doch ein vernünftiger brauchbarer Mensch werden!

Man hat sie weggebracht und dann verheiratet — an einen ganz jungen Better — und sie hat es geschehen lassen —

Ach, Maree, das war so furchtbar . . .

Ja, und dann war noch Henriks da — Er war der Sohn von unserem Pächter auf dem Borwerk. Wahnsinnig begabter Kerl, er hatte so ungefähr alles gelesen, was man damals lesen konnte und nicht durfte.

Und dann — dann kam es.

Der Inspektor hatte mir wieder nachspioniert — meinen Büchern! Henriks hatte sie mir besorgt, heimlich natürlich! Das war schlimm! Er erklärte, es seien seine Bücher, und ich hätte gar nichts damit zu tun, Gott, Sachen, die ihm keiner glaubte! Und sein Vater, der Angst hatte, mein Vater könne ihm die Pacht kündigen, prügelte ihn durch und warf ihn aus dem Haus . . . Für mich!

Das — war — alles —

Nach der Nacht sind wir geflohen. Nach der furchtbaren Szene mit meinem Vater. Wir kamen auch über die Grenze. Henriks brachte mich zu seinen Verwandten nach Moskau! Wir wurden Studenten dort. Einer radikalen Verbindung angehörend. Das war 1913. Auf das Drängen meiner Freunde bekam ich die russische Staatsangehörigkeit. Es war alles leichter so. Der Krieg kam und ich konnte nicht zurück! Die Sozialrevolutionäre wurden verfolgt, in die Verbannung geschickt, ich war einer davon, ich gehörte zu ihnen.

Henriks und ein Freund wurden erwischt, vor einem Attentat. An die Wand gestellt . . .

Wir übrigen — es waren wir in unserem engsten Kreis, zwei Frauen darunter — wir gelobten uns — in ihrem Andenken nie abzulassen von der Bekämpfung der Mächtigen — bis das Reich aufgerichtet sein würde . . .

Das kam rascher, wie wir geahnt hatten. Und so grauenvoll wie wir — Idealisten, Künstler, Studenten — es nie geträumt hatten. Aber man wußte von uns. Vor einem Jahr noch hatte man uns zu vernichten gesucht — jetzt gerieten wir nach oben. Ohne zu wollen saß — der Strudel riß uns mit. Wir kamen nach Petersburg.

(Fortsetzung folgt.)

Mandolinen-Lied.

Auf der Mandoline
Zupft er leis sein Lied,
Das im Abendwinde
Zu der Liebsten zieht.

Zarte, feine Weise
Trägt sein Sehnen fort
In die dunkle Ferne,
Zu der Liebsten Ort.

Klingt in ihrem Herzen,
Kehrt zu ihm zurück —
Bringt ein gleiches Sehnen
Und ein gleiches Glück. —

F. W. Niemeier.

Sturmtage.

Von Erich R. Schmidt.

Liegt dieses Haus überhaupt noch im Weichbild einer großen Stadt? Es weht wie auf Inseln. Jede Fensterfuge, jeder Türspalt, jedes Schlüsselloch hat seine eigene Melodie. Es donnert und kracht auf den Treppen, Scheiben klirren, der Fahrstuhl schacht ist ein heulender Orkus. Höch, es splittert Glas! Momentlange Stille . . . , dann wieder Loben und Stöhnen, Kreischen und Jauchzen von Märaden; es ist, als zischten schleisende Haare. Im Ofen spuken wirbelnde Gespenster, plötzlich beginnt die Ofentür zu brummen: ein Daßton, schnurrig anzuhören, ein Ton wie auf papierumhülltem Kamm, Spiel aus Kindertagen. Da wird man ganz wach, obwohl noch Dunkelheit vor den Scheiben lauert. Dide Wollen treiben am Fenster vorüber, Tag und Nacht, graue jagende Ungeheuer mit hängenden Mäuchen. Regen prasselt Knöcheltakte an die Scheiben, Hagel trommel dazwischen, es ist ein aufregender Morgen.

Ja, es ist ein erregender turbulenter Morgen, der dem Blute neue Wallungen gibt. Fernher kommt der Frühling, lichte Gestalt, in kreisenden Wehen geboren, tausend Wetter im Haar, Schwaden von Rebel und Rasse um den Leib, aber irgendwo blüht sonnen-gelbes Gold durch phantastisch geschlungene Falten. Die Stürme tragen ihn, im donnernden Tempo, durch das Chaos wirbelnder Elemente, bald werden alle Hüllen zerreißen, und nieder steigt ein Wesen, seraphisch schimmernd ohnegleichen. Man kann nicht mehr schlafen, man ahnt Goldblitze unendlich weit und sieht eine erlöste Welt sich zur Freude rüsten.

Nun fällt, in tieferer Etage, eine Tür dröhnend ins Schloß, das Haus zittert, hinter der Tapete rieselt Staub, die Wände werden lebendig. Es klirrt aus allen Ecken, mit immer anderen Tönen, die sauchenden Stimmen klingen ekstatisch überspannt, Saiten vor dem Zerreißen. Man fühlt fast mystische Schauer körnig über die Haut rollen. Welch ein Aufruhr! Man ist den Elementen eng verbunden, Teil ihrer selbst, wehendes Atom, von keiner Erdschwere mehr gehemmt. Man kreuzt gleich einer Flode im Wirbelwind der Ozeane. Selig ist es, fessellos, ohne Motor, im Unendlichen zu schwingen, nicht mehr gedankenträges Lebewesen, sondern nackter winziger Bruder der Ewigkeit, Luft-funkle, Ätherstaub, in tanzenden Kreisen kosmisch rollend, nichts als ein erlöstes Urgefühl . . .

Empfindungen wie diese blieben fremd der Brust seit jenen Nordsee-Sommertagen, da man den Sturm im Giebelzimmer eines Fischerhäuschens zischen hörte. Es war ein kleiner, rosig getünchter Raum, an dessen Scheiben der Sturm wochenlang ohne Unterlaß feilte. Die Fenster waren nach außen geöffnet, er wollte die Rahmen zertrümmern; das lächerlich dünne Glas, das vor der Hauswand zitternd klirrte, durchbohren, — doch beides hielt stand. Tag und Nacht nagte er ohne Ermüden an Holz und Glas, in der Dunkelheit kam zuweilen der Bruder Regen zu Hilfe, dann zogen Menschenhände die Scheiben zurück, aber am Morgen fanden sie wieder höhnisch nach außen gerichtet, und die schrille Melodie begann von neuem. Im Zimmer wogte immer ein gewaltiges Leben, Windfegen durchstößerten alle Winkel, die Tischdecke flatterte, das Bettuch flog, und die ungerahmten Bilder an den Wänden bogen sich wie irr. Mein Haar stand senkrecht zum Scheitel.

Aber wenn die Tür geöffnet wurde, dann fuhr der Sturm wie ein Gewitter in den Raum, der wilde, heftige Nordseesturm. Man glaubte alle Möbesstücke würden davonsegeln, die Wasser-laraffe auf der Kommode begann zu wandern, die Fruchtstale kippte um. Ja, man mußte befürchten, das ganze kleine stroh-gedekte Haus würde sich so mit Luft vollpumpen, daß es plötzlich sich erhöbe und ballongleich über die nahen rollenden Wogen flog.

Es waren Tage, die im geflügelten Tempo über die Insel segten, rasch folgten Dunkel und Helle einander. Zuweilen kam die Sonne und sah, was der Sturm mit seinen elementaren Spielen angerichtet hatte, nun, die blölkenden Hammel waren noch da, die Dächer klebten fest, die Dünen stoben, die Wellen stiegen, die Menschen nur wehten, wehten, wehten über die Inselwege. Es war noch alles da. Nun gut. Und die Sonne verkroch sich wieder hinter Wolken . . .

Aber in einer Nacht leuchtete der Sturm so gewaltig, er trieb den Regen so zornig vor sich her, daß rings die Feuer auf den Leucht-türmen unsichtbar wurden. Verwehte Tiereschreie stiegen aus den Ställen, und Seevögel geben ihnen verwehende Antwort.

Am Morgen war plötzlich alles still, die Gräser funkelten, die Sonne lohte in gelben Feuern, und ferne Inseln lockten mit bläulich klaren Konturen. Die helle Gnade eines goldenen Som-mertages ging friedlich über Felser und Dünen, und selbst die ange-pflaoteten Hammel vermieden ihr störend klägliches Geschrei.

Das Leben ward eine blaue schimmernde Luft, und unsere sturmgeschliffenen Herzen schwiegen und ruhten im Sonnen-schein aus.

Beleg und Tage wie jene, o ungeklärter Frühlingsschmerz, wilbe Tage und stille Tage an glanzblauen Küsten. Wir wollen uns rein und kindlich machen, damit wir ihrer würdig werden.

Drohbriefe.

Von Henri von Wermestelen.

In dem Augenblick, in dem der kleine Gerrit Janszoon, der wohl erwachsen an Jahren, aber klein an Gestalt und schwäch-lich war, an dem Baum hinter seinem Hof das Stück Papier be-festigt sah, wußte er, daß er ruiniert war. Es schrie ihn von ferne an und er wußte, was es zu bedeuten hatte. Aber er ging nicht hin. Er machte einen großen Bogen darum, wenn er seine Ruh auf dem mageren Stiel Sumpfboden melten wollte, ging dann kopfschüttelnd und zähnelappernd zu seiner Scheune zurück und startete gräbelnd auf die Stelle, die er jeden Morgen mit Bärtlich-keit zu betrachten pflegte.

Das war eine dunkle Ecke in der Scheune, wo in einer Büchse dreihundert Silbergulden und fünfzehn Goldstücke vergraben lagen. Doch nun war alle Freude verschwunden. Wer konnte dahinter-gekommen sein, daß er, der alte Gerrit Janszoon, so viel Geld besaß, obwohl er immer arm gewesen war und keine Frau hatte, die darüber sprechen konnte?

Er setzte sich ins Vorzimmer seines armseligen Häuschens und dachte angestrengt darüber nach, und je länger er darüber nachdachte, desto mehr liefen ihm die Tränen über die runzligen Wangen. Nun sollte er alles verlieren. Nein, er wollte nicht sehen, was auf dem Papier stand. Er wußte es, ohne es zu lesen. In zwei Jahren geschah es nun zum drittenmal in dem kleinen Weiler, der fern von der Gemeinde lag.

Der alte Bauer Kos hatte es erfahren und Teun Hommes. Sie hatten einen Zettel hinter ihrem Haus gefunden, auf dem sie aufgefordert wurden, eine Summe Geldes auf einen bestimmten Platz zu legen, widrigenfalls ihnen Schlimmes bevorstand. Der alte Kos hatte darüber gelacht, doch drei Wochen später brannte während eines Unwetters seine kleine Heumiete und danach sein Haus ab.

Hommes war noch zwei Stunden ins Dorf gelaufen, um sich bei dem Bürgermeister zu beklagen. Dieser war selbst mit ihm mitgegangen, hatte kopfschüttelnd das Papier gelesen und ihm zweimal den Feldwächter geschickt. Das Geld wurde auf den bezeichneten Platz gelegt, und in der angegebenen Vollmondnacht lagen Hommes und der Feldwächter auf derauer, doch der Expresst mußte Lunte gerochen haben, denn er kam nicht. Und obwohl der Feldwächter meinte, daß nun alles sicher sei, und er sein Geld nicht zu verlieren brauchte, legte Hommes das Geld heimlich am nächsten Abend wieder an den Platz und am Morgen — war es fort. Hundert Silbergulden hatte der Unbekannte weggeholt.

Hundert Gulden . . . den kleinen Gerrit überließ es kalt. Vielleicht verlangte man von ihm weniger, vielleicht sollte er gnädig abkommen, denn wer wußte, wieviel Geld er besaß . . . Er sagte sich ein Herz und ging nun doch zu dem Baum, um den Zettel zu lesen.

Zweihundert Gulden forderte man. Sie mußten in der Nacht vor Neumond in den hohlen Baum hinter seinem Hof gelegt werden. Wutentbrannt riß er das Papier herunter und zertrat es mit seinen Holzschuhen. Seine grauen Augen zogen sich zusammen, bis sie schmal waren wie ein Schlitze. Nein, zum Bürgermeister wollte er nicht gehen, denn er konnte nicht verhindern, daß sein Haus in Flammen aufging, und der Dieb würde sich rächen, wie er sich an dem alten Kos gerächt hatte. Er mußte sich selbst helfen und gründlich überlegen, was er zu tun hatte. Es waren noch sechs Tage bis Neumond.

In der fünften Nacht grub er das Geld aus, nahm fünfzig Silbergulden davon ab und vergrub den Rest wieder in die Erde, aber an einer anderen Stelle, in dem Lehmbooden unter seinem Bett. Dann nähte er das Geld in einen kleinen Beutel und band eine Schnur darum. Darauf kramte er in einer alten Kiste, die noch von seinem Großvater stammte, und suchte das alte Gewehr hervor, das da vielleicht ein Jahrhundert gerostet hatte. Es war noch mit weit gähndem Mund, das von vorn geladen werden mußte. Er wußte, daß sein Vater früher manchmal damit auf Krähen geschossen hatte, und daß es gut war und ein wahres Donnergeräusch verursachte.

Eine ganze Nacht verbrachte er damit, das Gewehr zu reinigen, abzureiben, und mit Fett einzuschmieren, damit der Mechanismus gut funktionierte. Am nächsten Morgen ging er früh fort, um in der Stadt schwarzes Pulver und Blei zu kaufen. Vier Stunden lief er hin und zurück, das Pulver auf seinem Herzen. Dann machte er sich mit großem Ernst daran, das Gewehr zu laden. Ein großer Löffel Pulver, dann ein Pfropfen Papier, dann Blei, das er vorher in Stücke geschlagen hatte. Wieder ein Pfropfen Papier und dann gründlich stampfen, wie es der Vater getan hatte. Das Gewehr mußte am Baum bei dem Baum festgemacht werden, die Mündung auf das Loch gerichtet, in das der Beutel mit dem Geld gelegt wurde. Sobald der Dieb diesen fortnahm, mußte der Dahn mit-gehen und die ganze Ladung in das Loch senden.

Mit zahnlosem Mund saß er da und grinste. Jeder sollte wissen, daß Gerrit Janszoon sich nicht beschließen ließ, niemals würde der Dieb zurückkommen, der Bürgermeister und der Feldwächter würden ihn bewundern, und kein Mensch in dem Weiler braucht sich länger zu fürchten. Ihm selber konnte man nichts anhaben, denn der Dieb würde sich ja selbst totschießen.

Lange wartete er in der Nacht in seinem Hause, bis er berechnen konnte, daß es bald wieder tagen würde. Da ergriff ihn die Angst. Sollte der Dieb die Schnur entdeckt haben? Sie vielleicht losgemacht haben und mit der Beute fortgegangen sein? Die Angst wurde so groß, daß er sich nicht länger beherrschen konnte. Bald mußte der Tag anbrechen, und dann war es zu spät.

Plötzlich rannte er wie besessen aus dem Hause und nach dem Baum. War dort das sein Schatten? Es waren nur noch hundert Meter, nur noch fünfzig . . . Plötzlich fiel er in Todesangst vornüber.

Er hatte eine große gelbe Flamme gesehen und einen lauten Donner gehört . . . überall im Walde hallte das Echo wider. Die Hände vor den Augen blieb er liegen . . . bis er Stimmen von Nachbarn hörte, die herbeigeeilt waren. Dann erst stand er auf und ging zögernd mit ihnen zu dem Baum.

Gerade begann der Morgen zu grauen. An dem Baum lag ein Körper. Er hatte seine Hand noch um den Geldbeutel gekrallt, den Gerrit ängstlich fortnahm.

Der Körper lag mit dem Gesicht nach unten. Der Rücken war zerschmettert und überall floß Blut aus den Kleidern. Als die Männer den Körper herumdrehten, wichen sie erschrocken zurück und bekreuzigten sich. Es war der Bürgermeister selbst. (Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen.)

Das Klarinetten-Quintett.

Von Hans Gäßgen.

Es war an einem Frühlingstage in der Nähe von Wien. Die blühenden Bäume hatten mich eingefangen wie in einem silbernen Netz. Ich ging wie ein Träumer, und mit einem Male stand ich vor einem kleinen Gasthaus, das ein Schild herausgehängt hatte, auf dem zu lesen stand: „Zum Schnedenhäusl“.

Der Name gefiel mir. Das war doch einmal etwas anderes, als immer „Zum Ochsen“, „Zum goldenen Gans“, „Zum schwarzen Reiter“. Ich trat ein, und bald fühlte ich mich so wohl, daß ich das Fortgehen vergaß und um ein Zimmer bat für die Nacht im „Schnedenhäusl“.

Da runzelte der Wirt die Stirn: „Ein Stüberl hab' ich wohl, aber ob's dem Herrn gefallen wird? S'ist droben, klein und winzig, und schiefe Wände hat's auch.“

„Schadet nichts, Herr Wirt, wenn's nur ein Bett hat.“ Spät in der Nacht stieg ich hinauf.

Die Kirschbäume dufteten süß von draußen herein, und der Mond hing, schmal wie ein goldener Dolch, am Himmel. Fern sang eine Nachtigall.

Bald schlief ich ein. Mitten in der Nacht erwachte ich und hörte Musik. Da ich mich aufrichtete, blieb mir fast das Herz stehen vor Schreden und Staunen: In der Ecke stand ein Spinett, das ich am Abend gar nicht bemerkt hatte, und an ihm saß ein Mann in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts: Violetter Frack, orangefarbene Weste, Ruderperücke, Kniehosen. Um ihn saßen vier andere Herren: Zwei spielten die Geige, einer die Viola, einer das Cello. Der Mann am Spinett aber hatte eine Klarinette vor sich liegen, die er nun zur Hand nahm.

„Bitte, meine Herren, das Larghetto“, sagte der Mann am Spinett.

Ich lag still, ich rührte mich nicht. Ich kam mir vor, wie Ludwig, der Bayernkönig, für den ganz allein musiziert wurde im Theater.

Es war eine himmlische Weise, die erklang. Die Klarinette war wie Gebet. Sie sang dunkel und warm.

Es war, wie wenn die Sonne golden liegt in sommerlichem Walde.

Dann wieder klang es, als läutete eine Glocke in einem tiefen, tiefen Tale.

Ich schloß die Augen. Ich schlief ein über der leise vertlingenden Musik. Am Morgen schien die Sonne hell ins Zimmer.

Ich fuhr auf. Wo waren die Musikanten, die Instrumente, wo, wo? In der Ecke stand das Spinett. Das war alles.

Eilig zog ich mich an. „Herr Wirt“, rief ich dem biederen Mann entgegen, der im Hauswams mich willkommen hieß, „Herr Wirt, wissen Sie nichts von der Geschichte des „Schnedenhäusls“? Wann's gebaut ist, wer's bewohnt hat?“

„Doch, doch, mein Herr, 'ist ein altes, uraltes Häusl. Josef Leutgeb hat der Mann geheissen, der sich's gebaut hat. Mit Käse hat er gehandelt, und am Abend, wenn der Boden zu war, hat er das Horn geblasen.“

„Weiter, weiter . . .“

„Weiter? Sonst weiß ich nichts Gewisses. Der Mozart, der Musikantenmeister, soll manchmal ins Schnedenhäusl gekommen sein, sagen die Leute. Aber die Leute reden viel, wenn's Zeit haben, und Zeit haben sie heut' mehr als genug. Vor Jahren, das ist wahr, ist mal ein gelehrter Herr mit Hornbrillen auf der Nase zu mir gekommen, hat aufgeregt daher geredet und gesagt: Herr Wirt, geweihter Boden ist hier ihr Häusl, der Mozart hat hier sein weltberühmtes Klarinettenquintett geschrieben, eine Tafel gehört ans Schnedenhäusl, eine Tafel zur Erinnerung.“

— „Was?“ hab' ich da geantwortet, „berichandeln soll ich mir mein Häusl lassen mit solch großmächtiger Tafel, wo's gar nicht sicher ist, ob's wahr ist, was Sie da hersagen? Nein, solange ich der Wirt zum Schnedenhäusl bin, gib't das nicht. Schlagen Sie sich's aus dem Kopf, mein Herr, und außerdem, ich hab' halt wenig Zeit heut', darum gehorsamer Diener, mein Herr, gehorsamer Diener.“ Da ist er fortgegangen, ganz traurig, und draußen hat er sich hingestellt, als wenn's Schnedenhäusl ein Mondstab wäre, und hat immer hinaufgeschaut zum Stüberl hin, wo Sie heute Nacht gehaust haben. Dann ist der Krieg gekommen, bald, ganz bald, und ich hab' gehört, der Herr mit der Hornbrillen sei gefallen, schon im ersten Monat . . .“

„So, so . . .“ sagte ich leise, „seltsam, seltsam“, aber erzählt habe ich dem Wirt nicht, was ich heute Nacht erlebt habe, droben im Stüberl. Es war ja wohl nur ein Traum oder . . .“

„Ausgelacht hätte mich der Wirt, hell ausgelacht.“

„Er spinnst, die Rettungswachen sollt' ma rufen . . .“, hätte er zur Frau Wirtin gesagt.

Mit keinem Menschen habe ich über die Sache gesprochen bis heute, aber jetzt hab' ich's hingeschrieben auf's Papier, und jeder kann denken, was er will von der Geschichte . . .“

Ein kleines Mißverständnis.

Eine sittengeschichtliche Anekdote.

Man weiß heute in Paris nicht mehr allzuviel von Abd-el-Kader, aber von 1832 bis zu den Zeiten des deutsch-französischen Krieges war dieser romantische Kabylenfürst den Besuchern der Boulevard-Cafés eine höchst interessante Persönlichkeit. Nicht nur, weil er es als Häuptling einiger nicht gar zu stättlicher Araberstämme gewagt hatte, mit dem großmächtigen Frankreich zu kämpfen und diesen Kampf durch 15 Jahre durchzuhalten, ehe er sich ergab; auch nicht nur, weil er im Jahre 1860 die Christen gegen die Mohammedaner schützte, sondern vor allen Dingen deshalb, weil er und die exotische Atmosphäre, die ihn umwoh, der Pariser Gesellschaft willkommenen Anlaß zu allerlei Anekdoten bot.

Eine der liebenswürdigen dieser Anekdoten berichtet von einem höchst omissanten Mißverständnis, das Abd-el-Kader bei einem Bankett unterließ, das ihm der Presse-Gewaltige des zweiten Kaiserreichs, Emile de Girardin, der Herausgeber mehrerer Zeitschriften, die sich mit Wucht und Geschick für Napoleon III. einsetzten, bei einem seiner Besuche in Paris gab.

Emile de Girardin war nicht nur ein sehr einflußreicher Publizist, sondern auch — und nicht nur im Nebenamt — ein erfolgreicher Dramatiker. Er hatte unmittelbar vor dem Eintreffen Abd-el-Kaders ein neues Drama den Pariserern vorgelegt, das den Titel „Zwei Schwestern“ trug, bereits im Buchhandel erschienen war und einen starken, man kann wohl sagen, durchschlagenden Erfolg hatte. Er selbst war daher am Tage des Banketts sehr erfüllt von dieser seinem Ehrgeiz schmeichelnden Tatsache, Abd-el-Kader aber, der in Emile de Girardin nur den großen Poetiker und — wie man glaubte — Freund des Kaisers sah, ahnte von dem Bühnentriumph seines Gastgebers nichts.

Als nun die Stunde des Abschiednehmens kam, wollte Girardin seinem exotischen Gast eine besondere Aufmerksamkeit erweisen. So trat er auf ihn zu und sagte mit verbindlichem Lächeln: „Es würde mir Vergnügen machen, wenn Sie meine „Zwei Schwestern“ zum Andenken an den heutigen Tag als Geschenk annehmen wollten.“

Abd-el-Kader macht ein etwas verblüfftes Gesicht, als ihm sein Dolmetscher diesen Satz in sein heimisches Idiom übertragen. Dann aber sagte er sich, krenzte die Arme über der Brust, verbeugte sich vor seinem Wirt und entgegnete: „Ich werde mich glücklich schätzen, die Damen bei mir aufzunehmen, obgleich mein Harem bereits völlig gefüllt ist. Lassen Sie mich nur erst für eine passende Wohnung Sorge tragen!“

Es dauerte geraume Zeit, bis sich das Gelächter der Gäste gelegt hatte und Abd-el-Kader dahinterkam, daß es sich um ein kleines Mißverständnis handelte.